

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident,
sehr geehrter Herr Oberbürgermeister,
sehr geehrter Herr Dr. Honnefelder,
sehr geehrter Herr Marzin,
sehr geehrte Mitglieder der Jury,
meine sehr verehrten Damen und Herren,

Dieser Preis und Ihre Laudatio machen mich verlegen. Als ich an jenem regnerischen Montagmorgen, am 4. Januar 1999, mit meinem kleinen Rollkoffer von zu Hause wegging um Europa zu entdecken – meine Frau winkte mir auch bei diesem verrückten Abenteuer wieder mannhaft nach – hätte ich nie im Leben gedacht, dass ich einmal hier ankommen würde.

Ich fühle mich sehr geehrt, durch diesen Preis, durch die Jury, durch die legendäre Stadt Leipzig, durch die vorigen Preisträger, die im Geiste und manchmal auch lebhaftig um mich sind, durch die Anwesenheit von Ihnen allen, nicht nur hier, sondern in meinem ganzen Werk. Das gilt vor allem für meine Frau und für die immer solidarischen Menschen von meinen Verlegern Atlas und Siedler, aber in diesem Fall auch ganz besonders für meine beiden Übersetzer.

Dank ihrer Präzision, ihrer Sorgfalt, ihres fabelhaften Gefühls für Sprache und Rhythmus ist ‚In Europa‘ hier in Deutschland das geworden, was es ist. Übersetzer sind die großen, verborgenen europäischen Brückenbauer, die die Kulturen miteinander verbinden. Sie brechen andere Kulturen für uns auf, sie zurren unsere Schiffe aneinander, schieben die Gangways heran, halten in aller Ruhe und Stille unseren zerbröckelten Kontinent beieinander. Dieser Preis ist mindestens genauso sehr ihr Preis, dieser Applaus gilt auch ihnen, und ich freue mich sehr, sie hier in diesem Saal vor mir sitzen zu sehen: Andreas Ecke und Gregor Seferens.

Dieser Preis unterstützt auch mein Streben – und das vieler anderer – den Menschen die Geschichte, und vor allem die europäische Geschichte, näher zu bringen. So wie die Übersetzer fortwährend daran arbeiten, die Entfernungen im Raum zu überbrücken, so ist es die Aufgabe der Historiker, auf ähnliche Weise die Entfernungen in der Zeit zu überbrücken. Es ist ihre Aufgabe fest zu halten, ja, und zu erforschen und zu analysieren, auch zu urteilen, aber schließlich doch vor allem, uns neben unsere Eltern und Großeltern zu stellen. Denn warum haben sie bestimmte Entscheidungen getroffen? In welchem Kontext haben sie das getan? Was bewegte sie? Diese Fragen sind von allergrößter Wichtigkeit, wenn wir jemals aus der Vergangenheit eine Lehre ziehen wollen. Aber bei den Fragen geht es auch um die Anerkennung ihrer und unserer Menschlichkeit.

Geschichtsschreibung gibt es nur innerhalb eines bestimmten moralischen Rahmens. Kein Historiker darf sich dem entziehen. Moralität kann die Geschichte aber auch mit einem Vlies der Selbstzufriedenheit bedecken, das nach und nach immer undurchlässiger wird. All diese Urteile von uns, den Zuschauern, bilden allmählich eine Barriere, die es uns auf die Dauer unmöglich macht, uns der damaligen Wirklichkeit in all ihrer Komplexität auch nur anzunähern.

Unsere Eltern und Großeltern waren ja auch nicht besser oder schlechter als wir. Trotz aller Lehren aus dem zwanzigsten Jahrhundert sehe ich, wie in meinem Land unzählige Menschen schon wieder den verführerischen Botschaften geschickter Phrasendrescher erliegen. Weiter in West-Europa sehe ich, wie versimpelnd manchmal über die herzerreißenden Dilemmas,

die für das Überleben in einer Diktatur unvermeidlich waren, geurteilt wurde. Probleme, von denen wir im Westen kaum etwas wussten, die aber viele von Ihnen hier in Leipzig noch persönlich mitgemacht haben müssen.

Historische Moralität wird so schnell billig, vor allem, wenn sie ein Trick wird, um das menschliche Böse in die Vergangenheit zu schieben, während wir die Fehler von heute nicht sehen wollen. Diese Erkenntnis macht Geschichtsschreibung erheblich schwieriger, oft auch schmerzhafter, weil wir so, wie in einem Spiegel, zugleich die Umrisse unseres eigenen Gesichtes wahrnehmen.

In The New York Review of Books beschreibt der Britische Historiker Tony Judt in einem großartigen Essay unseren Umgang mit dem Bösen in der europäischen Geschichte und vor allem mit der Shoa. Heute beherrscht dieser Genozid in jeder Hinsicht unsere Sicht auf den Zweiten Weltkrieg, und das mit Recht, denn aus moralischer Sicht ist Auschwitz wirklich der zentrale Bezugspunkt. Aber aus historischer Sicht ist das irreführend. Wie schwierig es für uns auch zu akzeptieren sein mag, die wirklichen Prioritäten der meisten Europäer - einschließlich der politischen Führer - lagen damals ganz woanders. Sie wollten den Krieg gewinnen oder ihr Land befreien, und die meisten wollten mit ihrer Familie diese grauenvolle Periode einfach unversehrt durchstehen.

Das macht den Mut derjenigen, die sich trotz alledem querlegten, auch in dieser Stadt, um so eindrucksvoller. Aber es sagt auch viel über uns Durchschnittsmenschen, damals und heute. „Wenn wir die wirkliche Bedeutung des Bösen verstehen wollen“, schreibt Tony Judt, und er bezieht sich auf Hannah Arendts Ausdruck ‚banal‘, „dann müssen wir uns klar machen, dass das wirklich Grausame an der Vernichtung der Juden **nicht** die Tatsache war, dass es so **viel** bedeutete, sondern gerade so wenig.“

Anders gesagt: gerade wenn wir das Vlies der Moral und des Urteils wegziehen, machen wir die erschütterndsten Entdeckungen. Dann stoßen wir auf die Normalität von all dem, auf die Banalität, die alltägliche Akzeptanz des Bösen.

Einem Mann aus Sachsen habe ich viel zu verdanken. Er ist einer meiner Lehrmeister, auch wenn ich ihn nie persönlich gekannt habe, und ich will seinen Namen hier nennen: Victor Klemperer. Er war ein großer Historiker, und weil er als Historiker zu sehen gelernt hatte, konnte er zu einem der wichtigsten Tagebuchschreiber des zwanzigsten Jahrhunderts werden. Er war ein hervorragender Stilist, darum nahm er auch die Veränderungen in der Sprache in den dreißiger und vierziger Jahren und danach aufs Neue in den fünfziger Jahren in der DDR in seinen Beobachtungen mit auf. Die verbindende Kraft von Sprache und Literatur ist unübertroffen, und diese Buchmesse ist dafür jedes Jahr wieder ein großartiges Beispiel. Aber Sprache kann auch trennen und entfremden. „Sprache dichtet und denkt nicht nur für mich“, schreibt Klemperer, „sie lenkt auch mein Gefühl, sie steuert mein ganzes seelisches Wesen, je selbstverständlicher, je unbewusster ich mich ihr überlasse.“

So analysierte er zum Beispiel den raffinierten Nazi-Begriff ‚Weltjude‘, der jedes Mal, wenn man ihn benutzte, suggerierte, dass Juden keine Deutschen waren. *Radikal, kämpferisch* – gegenwärtig werden wir sagen: *polarisiert* – waren auch solche Wörter, ganz normale Wörter die aber durch dem Kontext und Frequenz langsam ein geladen Bedeutung bekamen. Er erschloss, jedes neue Modewort zu notieren, und aus diesem Projekt entstand sein bekanntestes Werk LTI, Lingua Tertii Imperii, die Sprache des Dritten Reiches. Und er zeigte wirklich, wie in diesen Jahren Wort nach Wort wie giftiges Arsen in das Bewusstsein hinein tropfte, wie anständige Bürger sich allmählich an das xenofobe Hämmern gewöhnten, wie Wörter und später auch Taten, die nie normal hätten sein dürfen, doch langsam normal wurden.

In der Geschichtswissenschaft, aber nicht nur da, wird mit Recht regelmäßig die Frage gestellt, inwieweit es erlaubt ist, Parallelen mit der Vergangenheit zu ziehen.

Das gilt sicher für die negativ beladenen Jahrzehnte zwischen 1925 bis 1945. Wie weit dürfen wir damalige Situationen, Personen, Entwicklungen mit den heutigen vergleichen? Ich habe – auch aus persönlicher Erfahrung - gelernt, dass man damit sehr vorsichtig sein muss, besonders mit beladenen Ausdrücken wie ‚das Böse‘. Ich habe gelernt, dass solche Vergleiche leicht zu Missverständnissen führen, und dass es auch oft nicht stimmt: fast immer ist das Ergebnis doch wieder anders.

Das alles ändert nichts an der Tatsache, dass manchmal sehr wohl Parallelen zu ziehen sind, und dass es nicht nur die Aufgabe eines Historikers ist, das auf akkurate Weise zu tun, sondern dass es in manchen Fällen sogar seine Pflicht ist. Für Klemperer war es seine historische Erfahrung, die ihn zum Beispiel erkennen ließ, was in den chaotischen dreißiger Jahren wirklich bedeutsam war. Für viele zeitgenössische Historiker sind es das Wissen und die Erfahrung, die sie gleichermaßen dazu zwingen zu warnen, ob es dabei nun um das leichtfertige Beginnen eines Krieges geht, um die klassischen Verletzlichkeiten einer Großmacht auf ihrem Höhepunkt oder um die Diskussion über bestimmte Minderheiten, deren Anwesenheit – wie in den dreißiger Jahren - plötzlich nicht mehr so selbstverständlich ist. Und wie Klemperer müssen wir aufs Neue und vor allem äußerst wachsam auf die Sprache achten.

In der heutigen Zeit ist jedoch ein Phänomen hinzugekommen, eine Art der Informations- und Gefühlsübertragung, die es zu Klemperers Zeit noch nicht gab, die aber vor allem in den letzten Jahren einen zunehmenden Einfluss auf unser sogenanntes normales Leben ausübt. Ich meine hier das Phänomen Virtualität; besser gesagt, die virtuelle, nicht fühlbare, durch moderne Technologie geschaffene Welt.

Natürlich, auch Wörter und Sprache schaffen für den Leser eine Art Traumwelt. Lesen ist eine Art des gelenkten Fantasierens, ein Schweben zwischen Realität und Fiktion, aber man tut es selbst, und jeder Leser weiß, dass er wieder zu Hause in der echten Welt ist, sobald er seine Augen vom Buch abwendet. Virtualität ist unendlich viel verblender, sie lässt die Illusion entstehen, dass es keinen Unterschied mehr zwischen Fiktion und Wirklichkeit gibt, dass alles in einer einzigen zähflüssigen Subrealität ineinander fließt.

Wir alle kennen die gigantischen Spielwelten im Internet, in denen die Teilnehmer beinahe buchstäblich ein zweites Leben führen, aber dieses Phänomen reicht noch viel weiter. In Amerika verbrachte ich einmal einen Nachmittag mit einem obdachlosen Geiger, der so einsam war, dass er nach dem Essen noch eine halbe Stunde vor dem Fernseher darauf wartete, bis er die Nachrichtensprecher der Abendnachrichten begrüßen konnte. „Ich sage ihnen immer kurz ‚Guten Tag‘“, sagte er, und er war fest davon überzeugt, dass es wirklich seine Freunde waren. Das ist Virtualität.

In der verfilmten Fernsehserie ‚In Europa‘ erzählt ein britischer Panzerschütze, dass er tagsüber in seinem Panzer dasselbe macht, wie abends mit seinen Söhnen am Spielcomputer: auf einem kleinen Bildschirm das Ziel suchen und dann im richtigen Moment abdrücken. Auf dem Bildschirm explodiert das Ziel dann jedes Mal, tagsüber tut es das in der Wirklichkeit auch manchmal. Auch das ist Virtualität.

Virtualität kann, wie auch die Sprache, trennend oder verbindend sein. Die trennende virtuelle Welt schafft, stärker noch als Wörter und Sprache, permanent die Illusion, dass man sein Dasein selbst in der Hand hat, während man es in Wirklichkeit kaum in den Griff bekommt - und ihm nicht selten sogar zum Opfer fällt. Die trennende virtuelle Welt lässt das Gefühl entstehen, dass man aus sich heraus treten und dabei doch sich selbst bleiben kann. Dass man in dieser zweiten Identität Macht ausüben kann, ohne jemals mit den Konsequenzen konfrontiert zu werden. Dass man eine totale Freiheit leben kann, in Tat und Wort, ohne jemals mit der Kehrseite konfrontiert zu werden: mit der Verantwortlichkeit. Dass man

überall auf der Welt so handeln kann, wie man will, und dafür höchstens vor seinem eigenen Land, dem eigenen Wähler, oder vor sich selbst Verantwortung abzulegen braucht. In jeder Virtualität verschwindet diese letzte Gewissensfrage übrigens immer häufiger. Die Vorstellung, dass sich alles von selbst wiederherstellt, ist schließlich ein Teil des virtuellen Denkens, denn auf dem Bildschirm ist sogar der Tod von kurzer Dauer. Was aus dem Rahmen fällt, was wir nicht begreifen können, existiert nicht. Die Welt, der Hunger, das Klima, die Kriege, der religiöse Fanatismus, es ist alles ein Spiel. Mit dieser Art des Denkens nehmen wir die Wirklichkeit nie wirklich ernst. Und damit auch nicht das Verwirrende, das Suchende, das Menschliche, all das, was uns verbindet.

Aber es gibt auch eine andere Art der Virtualität, und die ist mindestens ebenso stark. Es gibt zugleich nichts, was diese Welt von Shanghai bis Kopenhagen, von Kansas-City bis Leipzig so stark verbindet wie eben diese Virtualität. In meinem Arbeitszimmer, mitten auf dem friesischen flachen Land, sitze ich virtuell bei meinen Freunden in Kalifornien beim Kaffee, beantworte ich die Fragen eines Schülers aus Portugal, bestelle ich einen Sack Hühnerfutter beim Dorfladen. Wir finden das heute so selbstverständlich, aber vor fünfzehn Jahren war das alles noch undenkbar, und die Konsequenzen all dessen können wir noch lange nicht überblicken. Dank unserer neuen virtuellen Welt können wir so tun als ob, Theater spielen, aber wir können uns auch wirklich kennen lernen. Dank der unzähligen Blogs wissen wir, was in einer durchschnittlichen Familie in Bagdad oder in Rangoon wirklich geschieht. Und wir können es auch sehen und miterleben. Die Digitalisierungsprojekte von Bibliotheken und Archiven sind für die Zugänglichkeit zu unserem kulturellen und historischen Erbe revolutionär. Plötzlich hat jeder, der das will, von jedem Ort auf der Welt aus, wirklich Zugang zu allem, auch der arme Student aus Zimbabwe. Er wird ein Weltbürger, dieser Student, oder richtiger gesagt: er ist es bereits. Und so kann ich noch viele weitere Beispiele anführen.

Nie gedacht, nie vorhergesehen, aber all diese neuen Verbindungen bilden auch ‚la solidarité des faits‘, über die Jean Monnet immer sprach, das unausweichliche Europa mit Millionen und Abermillionen normalen, zwischenmenschlichen Arbeits- und Lebensbeziehungen, und vergessen wir vor allem die Liebesbeziehungen nicht.

Meine Damen und Herren,

Unser Kontinent und unsere Welt befinden sich in einer schwierigen Übergangsphase, vielleicht sogar in einer Phase, die wir mit der Periode vergleichen können, die die Bruchfläche zwischen dem Mittelalter und der Moderne war, die Periode, in der die Buchdruckkunst plötzlich für die Massen die Welt des Wissens und der Kultur aufbrach. Wir können in ein Jahrhundert zunehmender Konfrontation gehen, aber die neue Welt der Virtualität bietet auch alle Möglichkeiten für das Gegenteil, für ein Jahrhundert der Versöhnung, der Vereinigung der Menschheit. Das europäische Experiment - einzigartig in seiner Geschichte - ist dafür trotz aller Probleme ein leuchtendes Beispiel. Der Verlauf der amerikanischen Präsidentschaftswahlen deutet darauf hin, dass auch dort ein bemerkenswerter Mentalitätswechsel statt findet.

Dies wird ein Jahrhundert, in dem es um unser Überleben geht. Das ist, so fürchte ich, die echte Realität. Wir, Autoren, Journalisten, Historiker, normale Bürger, können in all diesen globalen Kräftefeldern nicht so viel tun. Aber wir können wohl den Ton angeben. Und in den wichtigen Entscheidungen, die in diesen Jahren getroffen werden müssen, spielen unsere Worte, unsere Sprache und auch unser Verhalten in der virtuellen Welt eine entscheidende Rolle.

Wir haben die Wahl: Wir können uns für die Angst entscheiden oder für die Hoffnung.
Wir können trennen oder wir können verbinden.
Ich danke Ihnen.

Übersetzung: Gisela Linthout